



Online-Rezensionen des Jahrbuchs zur Liberalismus-Forschung 2/2022

Ernst Troeltsch: Briefe IV (1915 – 1918).

Hrsg. v. Friedrich Wilhelm Graf, zus. mit Harald Haury. Berlin/Boston: De Gruyter, 2018 (= Kritische Gesamtausgabe, Bd. 21), XV, 611 S., ISBN: 978-3-11-058124-9

Ernst Troeltsch: Briefe V (1918 – 1923).

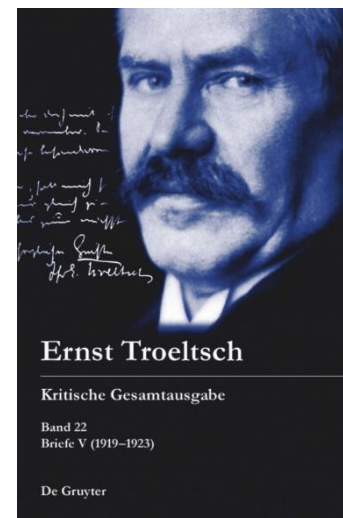
Hrsg. v. Friedrich Wilhelm Graf, zus. mit Harald Haury. Berlin/Boston: De Gruyter, 2020 (= Kritische Gesamtausgabe, Bd. 22), XVII, 615 S., ISBN: 978-3-11-067741-6

Die beiden Bände schließen die insgesamt fünf Bände umfassende Briefabteilung der Kritischen Troeltsch-Gesamtausgabe ab. Insgesamt handelt es sich um eine große wissenschaftliche und editorische Leistung. Die nunmehr eröffnete Kenntnis des Korrespondenzwerkes gibt allen biographischen Bemühungen um Ernst Troeltsch einen ganz neuen Boden. Sie stellt sein fachlich-wissenschaftliches Wirken in einen bisher noch zu wenig bewussten lebensweltlichen, und das heißt wirklichkeitsnahen, Zusammenhang. Dies ist im Falle Troeltschs besonders wichtig, war ihm doch Wirklichkeitsnähe zeit-lebens eine der zentralen Kategorien für sein theologisches, philosophisches und kulturpolitisches Schaffen.

Bedenkt man die ungünstige Überlieferungslage, so beeindruckt schlicht schon die Menge an dennoch aufgefundenem Briefmaterial aus den Berliner Jahren. Die Mühe, auch die gewiss nicht seltenen Enttäuschungen, die mit der Suche verbunden gewesen sein dürften, mag man sich gar nicht vorstellen. Der Band IV bietet für die Zeit von April 1915 bis zum 7. November 1918 179 Briefe und Postkarten Troeltschs sowie 45 an ihn adressierte Schreiben, der Band V für den Zeitraum vom 9. November 1918 bis zu seinem Tod am 1. Februar 1923 161 von ihm verfasste, 81 an ihn gerichtete und zwei im Auftrag des bereits todkranken Gelehrten aufgesetzte Schreiben.

Sieht man auf den Inhaltsreichtum und auch die mindestens partielle Dichte des Vorhandenen, so gibt es keinen Grund, sich weiterhin der Klage über Fehlendes hinzugeben. Nicht nur ist ja kein Nachlass im engeren Sinne erhalten, sondern gerade im Korrespondenzbereich gibt es große und zweifellos höchst bedauerliche Lücken. Was aber jetzt den fünf Bänden im ganzen (mit nahezu eintausend Briefen von und knapp halb so vielen an Troeltsch) und den beiden zur Berliner Zeit im besonderen zu entnehmen ist, will und soll erst einmal verarbeitet sein.

Der Leser wird dabei wiederum von den substanziellen editorischen Beigaben unterstützt. Der Herausgeber, Friedrich Wilhelm Graf, hat beiden Bänden umfangreiche Einleitungen vorangestellt, die Resultate seiner jahrzehntelangen Forschungen sind. An der eingehenden Kommentierung der einzelnen Briefe ist ein ganzes Team beteiligt gewesen. Besondere Anerkennung gebührt in diesem Zusammenhang den langjährigen Mitarbeitern der Münchener Troeltsch-Forschungsstelle Harald Haury und Stefan Pautler.



Im wahrsten Sinne wird in diesen Erläuterungen die zeitgenössische Wissenschaftsgeschichte lebendig. Aus der Perspektive des Tuns von Ernst Troeltsch in allen seinen Bezügen fällt helles Licht auf die akademische Philosophie, die Kultur- und Hochschulpolitik, die spezifische Berliner wissenschaftspolitische Situation und viele weitere Aspekte des intellektuellen Lebens während der acht Jahre seit 1915. Doch auch private Sachverhalte spielen eine Rolle; und gerade hier, wo man es an sich nicht erwartet, gelingen den Bearbeitern immer wieder unglaubliche Rechercheerfolge (etwa bei der Aufklärung einer Erbschaftssache: siehe den Kommentar zum Schreiben an das Amtsgericht Augsburg vom 12. November 1917).

Zum Zwecke der Kommentierung werden die Briefe in ein ganzes Netz von Sekundärüberlieferungen eingebunden. Immer wieder ist man über die Menge an einschlägigem Aktenmaterial aus Universitäts-, Verlags- und weiteren Archiven erstaunt. Daneben gehören Zeitungen, Klein- und Kleinstpublikationen sowie Korrespondenzen anderer Personen (etwa Marianne Webers) in den Auslegungszusammenhang. Register, Literaturverzeichnisse und Sach- und Personenverzeichnisse, letztere um die bewährten, sorgfältig erarbeiteten Biogramme bereichert, ergänzen die Bände.

Bereits die vorangegangenen Briefbände haben Troeltsch als einen durch und durch diskursiven Briefschreiber gezeigt. Trotz aller Kontroversen, an denen es seit seinen wissenschaftlichen Anfängen nicht gefehlt hatte und die ihm viel Verdruss bereitet haben, war es ihm immer auch darum gegangen, eine Verständigungsbasis mit seinen Kontrahenten zu finden. Dieses Interesse steht in deutlichem Gegensatz zum Verhalten etlicher seiner Gegner. Vor allem Kollegen aus dem konservativ-lutherischen Milieu fiel es schwer, mit dem eigenwilligen Gegenüber zurechtzukommen. Und das hatte Gründe: Troeltschs Denkhorizont ging wesentlich über konventionelle Bahnen hinaus. Allem dogmatischen Christentum stand er fremd gegenüber. „Liberal“ ist Troeltsch als Theologe in erster Linie wegen dieser Distanz. Hingegen musste sich die von ihm faktisch vorgenommene und auch methodisch eingehend begründete Einbettung der theologischen Arbeit in die übergeordnete Fragestellung nach der Kulturbedeutung von Christentum und Religion – wie sie besonders in den 1912 erschienenen monumentalen „Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen“ das Leitmotiv bildet – in der protestantischen Theologie seiner Zeit erst Resonanz verschaffen. Sozialpolitische und kulturpraktische Kontextbezüge hatten, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, wenig Resonanz. Überhaupt war es Troeltsch darum zu tun, nicht nur die Geschichtlichkeit alles Wirklichen, einschließlich religiöser Phänomene, in den Blick zu nehmen, sondern zugleich der Vieldeutigkeit dieser Sachverhalte gerecht zu werden. Insofern galt Troeltschs Einsatz einem kulturgeschichtlich angelegten, hermeneutisch-methodisch anspruchsvollen Modell von Theologie.

Sein Wechsel von der Heidelberger Professur auf den *ad personam* gewidmeten Lehrstuhl für Religions-, Sozial- und Geschichts-Philosophie und christliche Religionsgeschichte an der Philosophischen Fakultät der Berliner Universität (als Nachfolger Wilhelm Diltheys) markiert daher mehr als nur einen bedeutenden Schritt in der Karriere eines Gelehrten. Fortan galt sein wissenschaftliches Wirken der Kulturtheorie, wofür sein unvollendet gebliebenes großes Werk über den „Historismus und seine Probleme“ von 1922 steht. Dieses Projekt, begonnen 1915, begleitete ihn während der gesamten Berliner Zeit. Die Theologie aber lag – zweifellos zu deren Schaden – hinter ihm; stattdessen wurde Troeltsch zu einem der Begründer der politischen Ideengeschichte.

Die Übersiedlung nach Berlin erfolgte in den Ostertagen 1915. Die Antrittsvorlesung vom 1. Mai 1915 stellte er unter den programmatischen Titel „Kulturphilosophie und Ethik“. Troeltsch war zunächst durchaus voller Hoffnungen und Erwartungen in die nun vor ihm liegenden Jahre. Er

war stolz darauf, im Zentrum des deutschen Geisteslebens wirken zu können. Ein Zug ins Größere ist den Berliner Schriften durchaus eigentümlich. Die Briefe aus der Berliner Anfangszeit, besonders jene an die Augsburger Schwestern, machen aber auch deutlich, wie sehr der Krieg das Leben verdüstert. Der sonst so sehr hinter seinem Werk zurücktretende Troeltsch spricht hier in sehr persönlichen Tönen. Sorgen und Lasten, Kriegsfurcht und Sehnsucht nach Frieden beherrschen über lange Zeit hinweg diese und andere Briefe. „Tapferkeit ist alles, u[nd] verwundete Herzen giebt es heute zahllose. Sie müssen alle überwinden, und den schöneren Teil unseres Lebens haben wir alle hinter uns“ (14. Juni 1917).

Der primäre Gewinn dieser Briefbände besteht darin, dass hier der Religions- und Kulturtheoretiker nun einmal als Mensch, als Person aus Fleisch und Blut in Erscheinung tritt. „Endlich“ wird man sagen dürfen, denn die bisherige Troeltsch-Rezeption ist bei all ihrer Intensität und Themenbreite – anders als im Falle Max Webers – viel zu sehr auf das wissenschaftliche und kulturpolitische Wirken konzentriert gewesen. Das hatte seinen Grund sicherlich auch in der Quellenlage. Zudem gibt es für Troeltsch weder eine zeitgenössische plastische Lebensschilderung (wie Marianne Webers „Lebensbild“ für Max Weber) noch spielen, abgesehen von berufsspezifischen Daten, lebensgeschichtliche Ereignisse in diesem Gelehrten-dasein eine herausgehobene Rolle.

Umso erfreulicher ist es, dass sich nun doch auch ein anderes Bild ergibt: Der Troeltsch dieser Briefe ist ein liebevoller Vater und besorgter Ehemann; er ist eng mit seiner Familie verbunden, tritt helfend und ratend den Geschwistern zur Seite und greift ihnen auch finanziell wiederholt unter die Arme. Troeltsch war bei aller Konzentration auf seine überlastenreichen Pflichten auch ein freundschaftsfähiger, geselliger Mensch. Man glaubt in manchem Brief jenen Troeltsch zu erkennen, der Gertud von le Fort zufolge die Gabe hatte „unendlich drollig zu sein“ und „eine lustige Geschichte nach der anderen“ zu erzählen (Hälfte des Lebens, München 1965, S. 134). Einen etwas kritischeren Ton im Blick auf Troeltschs „Allempfänglichkeit“ schlägt Friedrich Meinecke an, demzufolge er „gern sozusagen auf der Tauentzienstraße des modernen Lebens spazierenging und sich begrüßen ließ“.¹

Troeltsch, der heute gerne als exemplarischer „Vernunftrepublikaner“ angesprochen wird (und sich auch wohl selbst so empfunden hat; vgl. den Brief an Rudolf Paulus vom 23. September 1919), näherte sich erst allmählich und mit Schwierigkeiten dem Konzept einer parlamentarischen Demokratie an. Noch 1916 distanzierte er sich, ausgehend von einer „deutschen Idee von der Freiheit“, vom westlichen Autonomie-Prinzip. Dieses Prinzip bilde die gedankliche Basis jener Demokratievorstellung, „die nur freie Chancen für das Geschäft verlangt“². Über Vorschläge zur Reform des Wahlrechts, entsprechend der kaiserlichen Osterbotschaft vom 7. April 1917, kam Troeltsch während der Kriegsjahre im wesentlichen nicht hinaus. Entgegensetzungen mit abwertender Intention wie diejenige von „Herrenkultur“ und „demokratischer Massenkultur“ blieben ebenso in Kraft, wie das Ideal der staatlichen Großmachtstellung (genau wie bei Max Weber und Friedrich Naumann). Zwar zeigen die Briefe, anders als die publizierten Reden und Schriften, Troeltschs wachsende Vorbehalte gegenüber den militärischen und politischen Entscheidungen, etwa der „Fronde des Herrn von Tirpitz“ (Brief an Hermann Oncken vom 26. November 1917); auch bedauerte er den Sturz Bethmann-Hollwegs infolge der Friedensinitiative des Reichstages vom Juli 1917 wenig (Brief an Elise Troeltsch vom 10. Juli 1917). Doch erst die Kriegsniederlage und der Ausbruch der Revolution führten dann zu einer Neuorientierung. Dies zeigen zahlreiche Briefe in aller Deutlichkeit, wobei auch verzweifelte Töne anklingen: „Das Geheimnis ist enthüllt. Noch wird manches Schwere bevorstehen. Allein das Morden ist zu Ende,

¹ Friedrich Meinecke: Werke. Band VIII: Autobiographische Schriften, Stuttgart 1969, S. 237.

² Ernst Troeltsch: Die deutsche Idee von der Freiheit [1916]. In: Deutscher Geist und Westeuropa, Tübingen 1925, S. 80-107, hier S. 87-88.

die Illusion zerstoben, das alte System ist unter seinen Sünden zusammengebrochen“ (Brief an Gertrud von le Fort vom 11. November 1918).

Prominent in die öffentlichen politischen Debatten trat Troeltsch bereits im Dezember 1917 ein, im Zusammenhang mit der Gründung des „Volksbundes für Freiheit und Vaterland“. Die damit verbundenen Aktivitäten nehmen in der Korrespondenz breiten Raum ein und bieten manche Überraschung (z.B. den Briefwechsel mit Albert Einstein). Nach dem militärischen und staatlichen Zusammenbruch beließ Troeltsch es, obwohl voller Vorbehalte gegenüber dem parlamentarischen Betrieb, nicht bei seinem publizistischen Einsatz. In der schon am 16. November 1918 (ohne Troeltschs Zutun) gegründeten Deutschen Demokratischen Partei (DDP) fand er den ihm gemäßen Ort für die Mitarbeit beim Aufbau der Weimarer Republik. Bei den Wahlen zur Verfassungsgebenden Preußischen Landesversammlung vom 26. Januar 1919 errang Troeltsch – als Spitzenkandidat der Berliner DDP, der „Liste Dr. Troeltsch“ – eines von 65 Mandaten der DDP, und als, wie er am 28. März 1919 an Adolf von Harnack schrieb, „die Regierungsbildung an den Unter-Staats-Sekretariaten“ hing, ließ er sich für das betreffende Amt im Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung nominieren. Er übte es vom 26. März 1919 bis zum 21. April 1921 aus und war hier vor allem mit der komplexen Materie einer herbeizuführenden Trennung von Staat und Kirche beschäftigt.

Dies alles geschah weitgehend parallel zu seiner universitären und literarisch-wissenschaftlichen Arbeit. Das Resultat war eine starke, die Gesundheit untergrabende Dauerüberlastung. Zahlreiche Briefe machen Troeltschs bedrängte Lage deutlich. Mit Hinweis auf die „beständige Überanstrengung“ sah er sich sogar genötigt, Marianne Webers Bitte abzulehnen, die Trauerfeier für Max Weber zu gestalten („Ich stecke hier gerade im Moment in einer rasenden akuten Arbeit und kämpfe für die Erhaltung der Lebensbedingungen der deutschen Wissenschaft“; Brief an Marianne Weber vom 18. Juni 1920).

Größere Teile des in den beiden Bänden edierten Materials waren bereits bekannt. Im Kontext der übrigen erhaltenen Korrespondenz lesen sich aber auch diese Stücke noch einmal anders. Einen überraschenden Fund stellen die zehn, zum Teil sehr ausführlichen Briefe an den späteren Kurzzeit-Reichskanzler Max von Baden dar, dem Troeltsch in der zweiten Hälfte des Jahres 1917 eine Art politischer Berater gewesen ist. Eine durchgehende Linie bildet die Korrespondenz mit Verlagen und deren Leitern (Eugen Diederichs, Gustav Ruprecht und vor allem Paul Siebeck), den Leitern und Mitarbeitern der Universitäts- und Ministerialverwaltung sowie verschiedenen Zeitungs- und Zeitschriftenredakteuren. Um einen Eindruck vom Charakter der Korrespondenz zu vermitteln seien von den Adressaten genannt: Carl Heinrich Becker, Georg von Below, Rudolf Borchardt, Wilhelm Bousset, Martin Buber, Ernst Robert Curtius, Hans Delbrück, Hans Driesch, Benno Erdmann, Gertrud von le Fort, Theodor Haering, Adolf von Harnack, Martin Heidegger, Wilhelm Herrmann, Theodor Heuss, Paul Honigsheim, Friedrich von Hügel, Theodor Kappstein, Hermann Graf Keyserling, Gustav Krüger, Theodor Litt, Georg Lukács, Friedrich Meinecke, Eduard Meyer, Johannes Müller, Paul Natorp, Hermann Nohl, Hermann Oncken, Johannes Plenge, Martin Rade, Walter Rathenau, Erich Rothacker, Heinrich Rickert, Alois Riehl, Max Scheler, Hans von Schubert, Werner Sombart, Paul Tillich, Ferdinand Tönnies, Hans Vaihinger, Karl Vossler, Heinrich Weinelt und Paul Wernle.

Mit Troeltschs Tod am 1. Februar 1923 brach ein Lebensweg ab, der in mehrfacher Hinsicht auf Fortführung hin angelegt war. Der zweite Band des „Historismus“-Werkes „rumorte“ bereits in seinem Kopf; für den März war eine große England-Reise geplant, die ihn nach London, Oxford und ins schottische Edinburgh führen sollte. Die dort zu haltenden Vorträge („Der Historismus und seine Überwindung“) waren bereits ausgearbeitet und ins Englische übersetzt. Diese Pläne übertönten auch manche depressive Anwandlung, unter denen Troeltsch seit der Ermordung Walter Rathenaus periodisch litt (siehe dazu die angeblich auf dem Totenbett gesprochenen Worte, KGA, Bd. 22, S. 24). Eher versöhnt klingt es auch in einem der letzten Briefe, gerichtet an

den Freund Paul Wernle: „Es giebt ja immer wieder in aller Welt viele liebe u[nd] gute Menschen, von denen man Freundliches erfährt in Worten u[nd] auch in Werken. Das tröstet in dieser kalten u[nd] todten, jetzt allen Teufeln der Selbstsucht ausgelieferten Welt“ (31. Dezember 1922).

Berlin

Matthias Wolfes



**ARCHIV DES
LIBERALISMUS**

Friedrich Naumann Stiftung
Für die Freiheit.

in Kooperation mit



recensio.net